

Eduard und Steffen, die ungleichen Knaben

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **128 (1849)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372615>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eduard und Steffen, die ungleichen Knaben.

Im vorigen Jahrhundert lebten in einer kleinen holländischen Stadt an der See als Nachbarn zwei Männer, deren jeder einen Sohn von beinahe gleichem Alter hatte, Eduard und Steffen. Eduards Vater war ein Kaufmann von geringem Vermögen, arbeitete thätig für seine Familie und war voll Güte im Herzen für Menschen und Thiere. Steffens Vater war Mäkler, in seinem Fache ein sehr geschickter und unternehmender Speculant; aber die Lust nach Geld machte ihn empfindungslos gegen alle Geschöpfe Gottes, also natürlich auch gegen die Menschen. Eduards Vater, dem das Wohl seines Sohnes am Herzen lag, gab sich alle Mühe, ihn zu einem rechtschaffenen Manne zu bilden, der im Stande wäre, für seine Mitmenschen Gutes zu thun. Oft hielt er Rath mit sich selbst, wie er das Ziel seiner Wünsche am besten erreichen könnte, und er kam zu der Ueberzeugung, daß Mitleid die erste Quelle alles Guten sei, aus der alle übrigen Tugenden von selbst fließen. Er pflanzte daher mit aller Sorgfalt das Mitgefühl für alle lebenden Wesen in Eduards kindliches Herz.

Des Mäklers Gedanken waren beständig bei seinen Geldspeculationen; er rechnete nur immer auf Gewinn, und es war ihm gleichgültig, was aus seinem Jungen würde. Da bemerkte der Kaufmann oft, wie Steffen es versuchte, ältere Leute, als er war, z. B. Dienstboten, Bettler u., zu necken; allein häufig fiel dieß schlecht aus und er wurde oft verb und handgreiflich zurechtgewiesen. Als aber Steffen einmal zwei junge Hunde geschenkt bekam, zeigte es sich sogleich, daß er Herr darüber war; denn wenn sie nicht augenblicklich Alles thaten, was er wollte, schlug er sie barbarisch, unterdient sich hiemit gan; prächtig, und sein Vater lachte bisweilen herzlich dazu, wenn er sah, daß sein Söhnchen manchmal noch die lustigsten Witze und Scherze dazu machte. Als Steffen nun merkte, daß die armen Thiere ihm nichts entgegen thun konnten, ging seine auf diese Weise genährte Lust so weit, sie zu quälen, auch wenn sie ihm gehorcht hatten. Ebenso machte er's mit allen andern Geschöpfen. Schmetterlinge spießte er an Na-

deln, um sich am Juden ihrer Flügel weiden zu können, Maitäfer ließ er an einem Faden, den er ihnen durch den Leib gestochen hatte, lebendig schwirren u. s. w. Diese traurigen, oft gemachten Bemerkungen bewiesen aber unserm guten Kaufmann hinlänglich, daß man den Kindern Mitleid gegen alle, besonders gegen kleine Thiere einflößen müsse, weil sie an diesen Gewalt, Freiheit und eigene Wahl haben, Mitleid oder Grausamkeit zu üben.

So wuchsen die beiden Knaben zu Jünglingen heran. Eduard kam in die Lehre zu seinem Vater und wurde Kaufmann. Er hatte sich die Grundsätze seines guten Vaters tief eingepägt und war mitleidig gegen jedes Thier, weshalb die meisten Thiere auch ihn liebten. Eines Tages machte er mit mehrern seiner jungen Bekannten eine Landpartie. Einer aus der Gesellschaft hatte einen alten Pudel bei sich, den Eduard sehr freundlich behandelte, während ihn die Uebrigen quälten, daß er heulend floh. Eduard, dem dieß in der Seele wehe that, nahm sich des Hundes kräftig an und erklärte endlich in jugendlichem Muthe, er werde Jeden züchtigen, der diese Quälerei wiederhole. Hieraus entstand ein Wortwechsel und ein Paar aus der Gesellschaft fielen über ihn her, um ihn tüchtig abzurufen. Eduard, von gutem Muthe beseelt, wehrte sich tapfer; da er indeß gegen Zwei zu schwach war, wäre er sicher unterlegen, als plötzlich der Pudel seinem Wohlthäter beisprang und die rohen Bursche so her, hast biß, daß sie sich flüchten mußten. Ähnliche Gelegenheiten gab es viele, wo die Thiere dem liebevollen Eduard als ihrem Wohlthäter erkenntlich waren. Auch die meisten Menschen, besonders die bessern, waren ihm gut, denn sein Benehmen gegen Höhere wie gegen Niedere war gleich freundlich und bescheiden, und nirgends kaufte man lieber ein als bei Eduard, wenn selber im Laden seines Vaters war. So beförderte Eduards gutes Gemüth auch den Wohlstand seines Vaters.

Steffen hingegen fand auch als Jüngling seine größte Freude an der Thierquälerei, die er immer grausamer trieb. Es gab für ihn nichts Ergöglicheres, als wenn die Pferde, durch Bremsen und Ungezieser von Blut triefend und halb wüthend weil man sie nicht mit Fisch-

Schmalz oder sonst einer Thranart angestrichen hatte, wodurch mit einer unbedeutenden Ausgabe ihnen hätte geholfen werden können), oder von Ueber und Müdigkeit kaum mehr weiter zu kommen im Stande, unter immerwährendem Schreien und Schimpfen die höchsten Berge hinangetrieben und recht tüchtig gepeitscht wurden.

Als Beide das zwanzigste Jahr erreicht hatten, brach in den ostindischen Kolonien, welche zu ihrem Vaterlande gehörten, plötzlich Krieg mit einem benachbarten Staate aus. Beide mußten als Seesoldaten sich einreihen lassen. Eduard nahm unter heißen Thränen Abschied von seinen lieben Eltern; er wußte ja nicht, ob er sie je wieder erblicken sollte. Steffen machte sich über dieses kindliche Gefühl nicht wenig lustig. „Da siehst man's“, rief er ihm zu, „bist du auch ein Mann! Doch der fällt ja schon in Dohnmacht, wenn er einen Maikäfer an der Nadel zappeln sieht, der und ein braver Soldat!“ Die meisten seiner neuen Gefährten hatten Achtung vor Steffen, da sie diese Aeußerungen für Ausbrüche von überschwenglichem Muth hielten. Still und mißachtet trat Eduard seine Dienste auf dem Schiffe an.

Bei herrlichem Wetter lichteten sie die Anker. Alles ging vortrefflich. Doch da das Schiff, als es die hohe See erreicht hatte, bedeutend zu schaukeln anfing, wurden viele der Soldaten, die das erste Mal zu See waren, seekrank. Auch Eduard blieb nicht verschont davon; doch war er nicht so todtkrank, als einige seiner Genossen. Er raffte sich daher auf, tröstete diese Kameraden und half ihnen, so viel er nur konnte. Das erwarb ihm die Liebe der meisten und selbst die rohesten wurden gerührt. Steffen war glücklicher, ihn packte die Seekrankheit nicht. Seine Laune war immer gut und so war ihm gerade das Elend der kranken Soldaten eine erwünschte Gelegenheit zu Wit und Spott.

Schon mochten sie die Höhe der azorischen Inseln erreicht haben, als sich der Himmel trübte und endlich aus dem Wind ein Orkan wurde, der die See peitschte. Da ging's wohl Manchem zu Herzen, der mit seinem Gewissen nicht in Ordnung war. Steffen wurde still und verkroch sich endlich in der untern Kajüte unter

einige Ballen, um dieß schreckliche Tosen und Heulen des Windes und den immer fürchterlicher werdenden Aufruhr der Wogen nicht zu hören. Eduard hingegen war überall thätig und suchte seine Gefährten zu ermutigen, die ihn auch nach Kräften unterstützten, da sie ihn jetzt liebten. So trug er wesentlich dazu bei, das Schiff zu retten, das indeß doch beschädigt worden war.

Zu allgemeiner Freude entdeckte man bei Anbruch des Tages eine Küste. Der Kapitän ließ darauf lossteuern, um Lebensmittel einzunehmen und vor Allem sein Schiff wieder in Stand zu setzen. Die Freude der Mannschaft, namentlich Steffens, der auch wieder aus seinem Versteck hervorgekrochen kam, war ausgelassen. Nur Wenige, worunter Eduard, dankten Gott für die gütige Erhaltung. Der Kapitän ließ unter Anderm auch ein paar lebende Geißböcke und ein Kalb an Bord bringen. Steffen erbot sich sogleich, der Metzger dieser Thiere zu sein, und der Korporal, der für den Augenblick das Kommando führte und ein ebenso roher Mensch war, sah es lachend mit an, wie Steffen zuerst die Thiere unbarmherzig prügelte und sie zum Springen zwang. Eduard, der dieses Spektakel hörte, eilte von der Kajüte auf's Verdeck und wehrte Steffen, der eben einen widersträubenden Bock schlachten wollte, ab. „Was soll dieß grausame Spiel mit den Thieren“, rief er, „tödtet sie und eßt das Fleisch, aber martert sie nicht.“ Steffen verlachte und verhöhnte ihn, worauf ihn Eduard auf seine Feigheit bei dem Sturm auf dem Meere verwies und ihn damit zum Schweigen brachte. Als der Kapitän an Bord trat, bemerkte er die herrschende Unordnung und erfuhr nach einigen Fragen die Ursache derselben. Sogleich ließ er Steffen und den Korporal krumm schliefen und bei Wasser und Brod einsperren. Dieß erbitterte Steffen gegen Eduard, den er als die Ursache seiner Strafe ansah, obwohl Eduard zum Kapitän nichts gesagt hatte.

Als das Schiff ausgebeffert war, stach es wieder in die See und steuerte östlich um das Kap der guten Hoffnung seiner Bestimmung zu. Allein widrige Winde verschlugen es in die Gegend von Madagaskar, und bald segelte ein feindlicher Kreuzer auf dasselbe zu. Es entstand eine fürchterliche Schlacht, bei welcher

sich Eduard durch Muth und Besonnenheit auszeichnete und auch verwundet wurde, während Steffen, nur auf seine Sicherheit bedacht, sich, wo es nur immer möglich war, verkroch und versteckte. Der feindliche Kreuzer mußte zuletzt trotz seiner überlegenen Anzahl von Mannschaft die Flucht ergreifen, zu welchem Siege Eduard wesentlich mitgeholfen hatte; doch war auch das holländische Schiff so übel zugerichtet, daß es Land suchen mußte. Es gab viele Todte und Verwundete und auch der brave Kapitän starb am nächsten Tag an einer Wunde. Alles war muthlos; da entdeckte der Schiffsjunge vom Mast aus Land, auf das nun zugesteuert wurde.

Dasselbst angelangt, zerstreuten sich die Soldaten, um Menschen, eßbare Thiere und Wasser zu suchen. Steffen ging in Begleit des Korporals und eines Matrosen; sie bahnten sich einen Weg gegen einen Wald, in dem sie sich aber verirrt und trotz aller Signale nicht gehört wurden. Völlig ermattet lagerten sie sich endlich und schliefen ein. Plötzlich wurden sie hart geweckt, fühlten sich ergriffen und gebunden, ehe sie sich wehren konnten, und zu ihrem Entsetzen bemerkten sie, daß sie in die Hände von Wilden gerathen waren.

Als die meisten Soldaten von ihrem Streifzuge zurückgekommen waren und bedeutende Anzeichen sich ergeben hatten, daß man an der Küste von Menschenfressern sich befinde, stürmten Alle bittend auf den Schiffslieutenant ein, unter Segel zu gehen, obwohl Steffen und seine beiden Gefährten noch fehlten. Eduard aber bat, man möchte doch erst noch Mannschaft absenden, um sie zu suchen. Der edle Lieutenant erlaubte ihm, mit 6 Soldaten, die er unter sein Kommando stellte, ans Land zu gehen, und so wählten sie den Weg, welchen die Vermissten nach Aussage der Uebrigen gemacht haben mußten. Nach einigen Stunden vergeblichen Suchens im Walde sahen sie plötzlich 20 — 24 Schwarze ihre kannibalischen Tänze um ein Feuer ausführen und erkannten zugleich in einem Schlachtopfer, welches bereits in Stücke zerrissen war, den Korporal des Schiffs. Steffen, an Händen und Füßen gebunden und von Ungeziefer geplagt, lag am Boden. Ach, seufzte er, ihr Barbaren, bin ich nicht ein Geschöpf Gottes!

Wer giebt euch das Recht, mich so zu quälen? Tödtet mich, aber... Hier fiel ihm Eduards Aeußerung ein: „Tödtet sie und esset das Fleisch, aber martert sie nicht“, und er empfand nun Reue über seine an den Thieren verübten Grausamkeiten. Doch während er so lag, mußte er sehen, wie der Matrose und der Korporal an seiner Seite geschlachtet wurden, und eben kamen die Kannibalen auf ihn zu, um ihn zum schrecklichen Tode zu führen, als einige Schüsse fielen, von denen mehrere Wilde getroffen zu Boden stürzten und die übrigen die Flucht ergriffen. Gleich darauf erschien Eduard und befreite Steffen aus seiner schauerhaften Lage.

Doch wehe Dem, der in der Jugend schon jeder zarten Empfindung, jeder Nührung, jedem Mitleidsgesühl sein Herz verschließt. Steffens Reue dauerte nur so lange, als seine Gefahr. Raum war er befreit, siegte in ihm wieder seine böse Denkart, so daß er gerade Dem gram wurde, der ihn errettete, weil er sich durch Eduards aufopfernden Heldenmuth zu sehr beschämt fühlte. Auf's Schiff zurückgekehrt, erregte die Erzählung Schauder; dem Muthen Eduards aber wurde allgemeine Bewunderung zugesprochen und der Lieutenant beförderte ihn zum Korporal. Das Schiff steuerte nun seinem Ziele zu und die Mannschaft kam noch zu rechter Zeit, um Theil an mehrern See- und Land-schlachten nehmen zu können. Nach Verlauf eines Jahres erhob eine königliche Ordonnanz den Lieutenant zum Kapitän und Eduard zum Lieutenant. Ehrevoll wirkte dieser zum Siege mit, den die Holländer errangen. Als der Kapitän von einer Kugel durchbohrt niedersank, wurde Eduard vom Admiral zu dieser Würde erhoben, und nach beendigtem Kampfe führte er sein Schiff wieder heimwärts.

Steffen und zwei der verruchtesten Bösewichter hatten sich aber bei mehrern Gelegenheiten so schlecht benommen, daß sie öfters bestraft werden mußten. Dazu kam der Haß Steffens gegen Eduard und die Besorgniß und Scham, schmachbedeckt mit ihm, der sich so ausgezeichnet und emporgeschwungen, in die Heimath zurückkehren zu müssen. So schmiedeten sie denn den Plan, den Kapitän meuchelmörderisch umzubringen. Schon hatte Steffen eines Nachts seinen Arm

erhoben, am den Dolch in das Herz des Gespielen seiner Jugend zu stoßen, während seine Gefährten harrten, um den Leichnam fortzuschaffen, als plötzlich der treue Hund des Kapitäns aus seiner Ecke hervorsprang und den Mörder zu Boden riß. Der Kapitän erwachte und es entstand sogleich Lärm. Man ergriff die Meuchelmörder. „Unglücklicher“, sagte Eduard zu Steffen, „jetzt kann ich dich nicht mehr retten.“ Steffen und seine Mitverbrecher benützten aber einen Augenblick der Verwirrung, rissen sich los, stürzten sich ins Meer und schwammen einem Eilande zu.

Kapitän Eduard steuerte hierauf einige Seemeilen weiter und ließ dann die Anker auswerfen; er konnte es nicht über's Herz bringen, die Unglücklichen auf dem Eilande verschmachten zu lassen. So schuldig sie auch waren, so wollte er dennoch für sie um Gnade bitten. Er ließ das Eiland durchsuchen und fand am dritten Tage die beiden Gefährten Steffens todt. Sie hatten sich über einen Felsen herabgestürzt. Am fünften Tage wurde auch Steffen gefunden. Eduards Anstrengungen gelang es, ihn wieder zu sich zu bringen, allein nur, um sein Geständniß zu hören.

„Wahr ist's“, sagte er, „was dein Vater mir oft zurief: Wer als Kind schon Thiere quält, wird als Mann die Menschen quälen, und wer dieses thut, ist ein Bösewicht. Schwer liegt die Hand der Vorsehung auf mir, ich erkenne und fühle in meinem Gewissen ihren gerechten Richterspruch. Allgütiger, verzeihe mir, verzeihe auch meinem unglücklichen Vater, der meine Erziehung so vernachlässigte, und der es gewiß nicht bedacht hat, welch einen gefühllosen und grausamen Menschen er in der Kindheit schon aus mir werden ließ.“ So zerfnirscht starb er.

Nach diesem traurigen Vorfall steuerte Eduard, erschüttert und gerührt, mit Erbarmen selbst für den Verbrecher im Herzen, der Heimath zu. Sein Empfang war festlich. Seine guten Eltern weinten Thränen der Freude, während Steffens Vater, der noch überdies durch falsche und zu verwegene Spekulationen zu Grunde gerichtet war, sich seines ungerathenen Sohnes wegen die Haare ausraufte, da er sich gestehen mußte, er selbst trage die Hauptschuld dieses

Elends, da er den Grundsatz von Eduards Vater, daß Grausamkeit die Quelle alles Uebels sei, belacht und nicht beachtet habe.

Aufbewahrung der Kartoffeln.

Dieselbe besteht nach wiederholten Versuchen des Dr. Girtler in Wien darin, daß man die eben im Herbst reif gewordenen und gehörig ausgehobenen Erdäpfel, nachdem sie auf übliche Weise gereinigt und getrocknet worden sind, im Keller auf eine trockene reine Stelle, die man mit grob zerdrückten Holzkohlen zwei Daumen hoch gleichmäßig beschüttet hat, in einen Haufen zusammenlege und bei diesem wieder die Zwischenräume mit Kleinkohle so viel als möglich zuschütte. — Erdäpfel, die auf diese Art behandelt waren, ertheilten sich nach einer mehrjährigen Erfahrung bis tief in den Sommer des nächsten Jahres in vollkommen gutem Zustande, hatten auch nicht getrieben, und ihr Geschmack war auch im letzten Antheile so gut, wie von frischen Erdäpfeln.

Diese Mittheilung dürfte um so willkommen sein, als die Kohle (keineswegs darf Asche dazu kommen) in jeder Hauswirthschaft billig und leicht erzeugt, ja sogar vom Feuerherde als Rückstand nach dem täglichen Kochen gesammelt werden kann.

In ein Gasthaus in Wien kam unlängst ein Mann in schlechten Kleidern und begehrie vom besten Wein. Als der Kellner Zahlung verlangte, suchte er mühsam Kupfergeld zusammen, welches aber nicht ausreichte. Da holte er aus dem Stiefel eine Tausendgulden-Banknote hervor, die der Kellner übernahm, zugleich aber auch dem Wirth den verdächtigen Gast bezeichnete. Dieser äußerete, als man mit dem Wechseln der Banknote zögerte, er wolle morgen den Betrag abholen, wenn man gerade nicht bei Kasse sei. Dies bestärkte den Verdacht; die mittlerweile herbeigerufene Polizei nahm den Mann fest und brachte ihn, als er einen Wagen verlangte, in einem solchen zur Behörde. Hier wurde er schon in der Hausflur von einigen Freunden erwartet, mit denen er gewettet hatte, daß er, ohne etwas zu begehen, von der Polizei in Wien verhaftet werden könne.